

Otto Friedrich Bollnow, Vom Geist des Übens [ab Seite 30/31]

IV. Das Können*

Inhalt

1. Der sprachgeschichtliche Hintergrund 22
2. Das Immer-besser-können-Wollen bei Josef König 23
3. Der Primat des Nichtkönnens bei Wolfgang Kroug 24
4. Das Seinkönnen bei Martin Heidegger 25

Alles Üben ist, wie wir betonten, auf ein Können bezogen. Es zielt auf ein Können, und umgekehrt ist jedes Können nur auf dem Weg über das Üben erreichbar. Wir werden also vom Üben zunächst auf das allgemeinere Problem des Könnens zurückverwiesen.

1. Der sprachgeschichtliche Hintergrund

Der häufig hilfreiche Hinweis auf die Wortgeschichte gibt für das Verständnis wenig her, besonders nicht in der Abgrenzung gegen das theoretische Verhalten. Wir erfahren, daß das Wort „können“ ursprünglich die Bedeutung von „kennen“ hat, also ein Wissen bezeichnet, wobei sich das Wissen wiederum als Präteritalform von einem „gesehen haben“ herleitet. So heißt es bei Trübner: „Die Grundbedeutung von können ist ‚wissen‘ im Gegensatz zu (ver)mögen.“¹ Sie verschiebt sich später „vom rein geistigen Wissen auf eine erlernte Fertigkeit, also gleichsam ein auf Tätigkeit bezogenes Wissen“. In der weiteren Entwicklung tritt der Begriff des geistigen Vermögens weiter zurück und „wird von dem des ‚Fähigseins‘ überdeckt“¹.

Darüber hinaus ist aber dann das „Können“ zum bloßen Hilfszeitwort abgeblaßt. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn“, bedeutet, es ist ihm freigestellt oder sogar anempfohlen zu gehen. Die Wendung „es kann sein...“ (etwa daß es diese Nacht noch regnet) bedeutet schließlich nur noch die formale Möglichkeit. Es sei hier nur erwähnt, weil wir im späteren Zusammenhang darauf zurückkommen müssen.

Wir werden vom Können also auf das ältere Wort „mögen“ im Sinn von „vermögen“ verwiesen, das ursprünglich die Bedeutung des heutigen Könnens hatte, und kommen da in einen neuen, sehr viel weiter gespannten Zusammenhang. Mögen bedeutet nämlich ursprünglich so viel wie „können, imstande sein“ und hat sich erst später im Sinn von „gern haben“ entwickelt, so wie man von einem Menschen sagt: ich mag ihn, oder betonter: ich mag ihn leiden. [31/32]

Wichtiger ist für uns das daraus abgeleitete Wort „möglich“, mit dem sich der ganze Hintergrund des Möglichkeitsproblems von der realen Anlage (Potenz) bis zur bloß logischen Möglichkeit entfaltet. Und wichtig ist weiterhin das daraus abgeleitete Substantiv „Macht“ als die „Möglichkeit, den eigenen Willen gegenüber dem anderer durchzusetzen“ oder allgemeiner als „Wirkungsmöglichkeit“. So sagt man etwa: Es steht in meiner Macht, aber auch Wissen ist

* Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt. Verweise auf andere Seiten des Werks beziehen sich auf die ursprüngliche Paginierung.

¹ Trübners Deutsches Wörterbuch, 4. Bd. S. 228 ff., S. 660 ff.

Macht, es gibt eine Macht der Gewohnheit, eine Allmacht und Ohnmacht usw. All diesen Zusammenhängen können wir hier nicht weiter nachgehen, aber sie mußten wenigstens angedeutet werden, um den allgemeineren Verständnishorizont zu bezeichnen, in dem das Wort Können steht und der verborgen beim Gebrauch des Worts immer noch mitschwingt.

2. Das Immer-besser-können-Wollen bei Josef König

In der neuzeitlichen europäischen Philosophie ist das Problem des Könnens (im Unterschied zu der in Aristoteles kulminierenden griechischen Tradition) infolge der vorherrschenden Orientierung am Erkenntnisproblem sehr wenig durchdacht worden. Wir haben von dieser Seite also wenig Hilfe zu erwarten. Um so aufmerksamer müssen wir die wenigen vorhandenen Ansätze beachten. Ein wichtiger Hinweis findet sich, fast beiläufig, bei Josef König in einem ganz anders gerichteten Aufsatz². Er fragt nach dem „spezifischen Können der Philosophie“ und geht in diesem Zusammenhang davon aus, daß zum Wesen des Menschen ein „Etwas-können-Wollen“ gehört. Wie aber allgemein die Tendenz zur Steigerung ein Grundzug der lebendigen Natur ist, so liegt im Können-Wollen zugleich ein „Immer-besser-können-Wollen“. Diese „in sich steigerbare Gewalt des Menschen“ sieht er im Lichte der griechischen Auffassung als die δεινότης des Menschen in der bedrohlichen Zweideutigkeit, die diesem eigentümlich griechischen Begriff anhaftet: „Sie kann als Hybris der Rache übermenschlicher Mächte verfallen, und δεινός heißt so ‚furchtbar, schlimm, gefährvoll, schrecklich‘; allein das Wort bedeutet doch zugleich auch und andererseits das Außerordentliche im guten Sinn, das Tüchtige, Treffliche, Geschickte.“³ Diesen unheimlichen Untergrund werden wir bei der weiteren Untersuchung des Könnens beachten müssen.

König erläutert dieses Können-Wollen sogleich noch genauer und bringt es dadurch in einen unmittelbaren Zusammenhang mit [32/33] dem innersten Wesen des Menschen: „Das Können-Wollen ist niemals ein Wollen einfach gegen die Natur; eher ist es eine Bewegung, die als wesentlich ein Versuchen und Wagen sich der verborgenen Bestimmtheit und Grenze der eigenen Natur zu nähern strebt.“³ Das Können-Wollen und Immer-besser-können-Wollen hängt also unmittelbar mit der Selbstverwirklichung des Menschen zusammen, und zwar so, daß der Ausgang des Können-Wollens ungewiß ist und der Mensch erst im „Versuchen und Wagen“ erfährt, was er kann. Aber er erfährt zugleich auch, was er nicht kann. Erst im bis an die Grenze vordringenden Versuchen erfährt also der Mensch, was er ist. König faßt das in dem prägnanten Satz zusammen: „Der Mensch ist das, was er vermag.“³ Aber er erfährt dies nie auf dem introspektiven Weg, indem er sich in der Besinnung auf sich selbst zurückwendet, sondern nur in der Bemühung um sein Können erfährt er sein Können. „Das dem Menschen Mögliche erfährt der Mensch nur in und an der Wirklichkeit des Gelingens. Jedoch das Scheitern ist, umgekehrt, kein sicherer Erweis der Unmöglichkeit. Jedes Können-Wollen ist ein Versuch, dessen Ausgang nicht gewiß ist, und insofern an und für sich bedenklich. Aber diese Gefahr kann niemand dem Menschen abnehmen; auch nicht die Philosophie.“⁴ Ich habe diese Sätze im vollen Wortlaut wiedergegeben, weil sie in ihrer gedrängten Kürze Wesentliches über das Können des Menschen aussagen, auf das wir im folgenden noch zurückkommen müssen. Als Wichtigstes halten wir fest, daß das „Sein“ des Menschen mit dem „Vermögen“, also dem Können, gleichgesetzt wird.

² Josef König, Das spezifische Können der Philosophie als εὖ λέγειν. Blätter für Deutsche Philosophie, Bd. 7, 1916, S 129-136

³ Ebd. S. 130.

⁴ Ebd. S. 131.

3. Der Primat des Nichtkönnens bei Wolfgang Kroug

Den einzigen ausdrücklichen Ansatz zu einer Philosophie des Könnens verdanken wir dem schon erwähnten Wolfgang Kroug, der seit seiner Studienzeit an den verschiedensten Stellen auf die Wichtigkeit dieses Problems hingewiesen, es aber leider nicht zu einer systematischen Theorie durchgebildet hat. Seine Gedanken sind für unsere Fragestellung von besonderer Wichtigkeit. Eine kurze Zusammenfassung seiner auf verschiedene Aufsätze zerstreuten Gedanken hat Kroug in Kröners „Philosophischem Wörterbuch“ gegeben⁵. Der ihm seit seiner Jugend befreundete Hans Bohnenkamp hat sie mit besonderer Betonung des pädagogischen Aspekts in dem „Lexikon der Pädagogik“ des Verlags Herder noch einmal zusammengefaßt⁶. [33/34]

Kroug bezeichnet seine Aufgabe in Anlehnung an Heideggers „Ontologie des Daseins“ als eine „Ontologie des Könnens“, wobei er im Sinn der Heideggerschen Terminologie das Können als ein „Existenzial“ versteht. Sein entscheidender Grundgedanke ist der einer unlösbaren Verbindung von Können und Nichtkönnen, und zwar nicht im Sinne eines Gegensatzes, sondern so, daß das Nichtkönnen im Können selbst als Grund seiner Möglichkeit enthalten ist. „In jedem Können [ist] ein mögliches Nichtkönnen gegenwärtig.“⁷ Er spricht darüber hinaus ausdrücklich von einem „Primat des Nichtkönnens“⁸: Eine „Ontologie des Könnens“ ist „ohne das ontologische Primat des Nichtkönnens undurchführbar“⁷. Und er betont den produktiven Sinn dieses Nichtkönnens in dem Satz: „Dieses als Sorge anwesende Nichtkönnen ist sowohl Mäßigung als auch Würze des Könnens. Absolutes Können bleibt tot.“⁷

Kroug begreift diesen Zusammenhang aus der Grundstruktur des menschlichen In-der-Welt-Seins. Er knüpft dabei an den Gedanken Diltheys an, daß der Mensch die Realität der Außenwelt am Widerstand erfährt, den sie seinem Lebensdrang entgegensetzt. „Können heißt auf Widerstände bezogen sein.“⁷ Aber dieser Widerstand kommt nicht nur aus der Außenwelt, es gibt auch einen „inneren Widerstand“, der durch die Unzulänglichkeit der leiblichen und geistigen Kräfte im Menschen selbst gegeben ist. Auch hier gilt, daß der Mensch nicht alles kann, was er will. Auch hier erfährt er schmerzhaft sein Nichtkönnen. Insofern kann Kroug allgemein sagen, daß in jedem Können „ein mögliches Nichtkönnen gegenwärtig“ ist. Können und Nichtkönnen sind in unteilbarer Einheit gegeben.

Daraus entspringt für den Menschen die Aufgabe, sich mit diesem seinem Nichtkönnen auseinanderzusetzen. Er ist wesensmäßig von der Gefahr bedroht, sich in einem „vermessenen“ Streben im Grenzenlosen zu verlieren. Er muß sein „Maß“ finden. Das ist die „Mäßigung“, von der Kroug spricht. Er bezeichnet diese Aufgabe in einer prägnanten Formulierung als das „Können des Nichtkönnens“⁷. Es ist das freie Sich-Einrichten im Maß seines Könnens und der Verzicht auf das dem Können Unerreichbare.

Aber der Satz, daß in jedem Können „ein mögliches Nichtkönnen gegenwärtig“ ist, hat noch einen tieferen Sinn. Er bedeutet nicht nur, daß alles Können ein begrenztes Können ist, doch so, daß der Mensch innerhalb dieser Grenzen über sein Können mit selbstverständlicher Sicherheit verfügen könnte. Das Nichtkönnen ist tiefer im Innern des Könnens selber enthalten.

⁵ Wolfgang Kroug, die Artikel „Können“ und „Nichtkönnen“ in Kröners Philosophischem Wörterbuch, Stuttgart 1974, S. 350 und 461. Die Artikel sind wieder aufgeführt in: Wolfgang Kroug, Über Ontologie des Könnens und das Primat des Nichtkönnens, Jahrbuch für Psychotherapie und medizinische Anthropologie, 14. Jahrg. 1966, S. 158-175, dort S. 163. Ders., Konfrontation mit dem Nichtkönnen, Psyche, Eine Zeitschrift für Tiefenpsychologie und Menschenkunde, 5. Jahrg. 1961, S. 161-186. Ders., Das Sein zum Tode bei Heidegger und die Probleme des Könnens und der Liebe, Zeitschrift für philosophische Forschung, Bd. 7, 1953, S. 392-415.

⁶ Hans Bohnenkamp, der Artikel „Können, Könnensbewußtsein“ in: Lexikon der Pädagogik, 3 Bd., Freiburg i. Br. 1954, Sp. 33-35.

⁷ Kroug, Kröners Philosophisches Wörterbuch, S. 150.

⁸ Kroug, Über Ontologie des Könnens, S. 158, S. 164.

Das bedeutet, daß der Mensch nie mit Sicherheit weiß, ob ihm das, was er zu können [34/35] glaubt, auch gelingt. In jeder Handlung bleibt, auch wenn der Mensch sie noch so gut zu können glaubt, ein Wagnis, und das Gelingen hängt trotz aller Anstrengung nicht von ihm allein ab. Es muß noch etwas hinzukommen, das ihm irgendwie geschenkt wird. Schelling sprach im Zusammenhang seiner Kunstphilosophie von einer Gunst, die dem Künstler gewährt werden müsse⁹. Aber das gilt nicht nur vom Künstler, sondern vom Menschen überhaupt. In allem, was er im Vertrauen auf sein Können unternimmt, liegt zugleich das geheime Bangen, ob es ihm auch gelingt. Das dürfte, auch wenn es bei Kroug nicht weiter ausgeführt ist, der Satz besagen, daß das „als Sorge anwesende Nichtkönnen... Würze des Könnens“ ist. Es verhindert, daß der Mensch sich seines Könnens je sicher fühlen kann.

Wo er eine solche Sicherheit erreicht hat, ist das Leben erstarrt; denn, so fährt Kroug fort: „Absolutes Können bleibt tot.“ Soweit das Können zur Perfektion gebracht ist, so daß der Mensch sich ohne die Sorge um die Möglichkeit des Nichtkönnens in ihm sicher fühlen kann, hat er sich aus dem lebendigen Lebensprozeß gelöst und ist erstarrt, oder: sein Können ist mechanisiert.

Aber weil es so etwas gibt, müssen wir fragen, wo und wie weit diese Mechanisierung möglich und vielleicht sogar sinnvoll ist und wo sie anfängt, das Leben selber zu bedrohen. Sinnvoll ist dieser Vorgang da, wo niedere Leistungen automatisiert werden, um für höhere Leistungen Kraft zu gewinnen. Das ist ein Entlastungsprozeß im Sinne Gehlens¹⁰. So gibt es die einfachen Leistungen wie Gehen, Schwimmen und Radfahren, Lesen und Rechnen in den einfachen Operationen. Das alles kann der Mensch lernen und dann, wenn er es gelernt hat, „kann“ er es eben und kann sich in seinem Leben auf dieses sein Können verlassen. Aber dieses mechanisierte Können ist nur sinnvoll, solange es eingegliedert ist in weiterreichende Aufgaben. Dort aber, wo der Mensch mit der Kraft seines Lebens wirklich engagiert ist, wo er im vollen Sinne lebt, da gibt es kein absolutes Können und darf es kein absolutes Können geben, weil nur in dem niemals endenden Kampf mit dem Nichtkönnen, nur in diesem immer labilen Gleichgewicht, das Leben lebendig - und das heißt zugleich: schöpferisch - ist. Sobald die Perfektion in einem absoluten Können erreicht ist, ist die Entwicklung abgeschlossen. In diesem Sinne heißt es bei Kroug: „Das rein mechanische Können wird also als ein minderes Können empfunden, und als eigentliche Hochform des Könnens erlebt jeder Mensch sein Können in ‚statu nascendi‘, in jenem seltsam berausenden Übergang vom noch nicht oder noch gar nicht Können [35/36] zum Können. Ja das Können ist ontologisch gesehen im Grunde stets Können in statu nascendi. Das totale, absolute Können würden wir nicht mehr als Können empfinden, es wäre der absolute Tod.“¹¹

4. Das Seinkönnen bei Martin Heidegger

Der Satz, daß das Sein des Menschen ein Können ist, erinnert in einer auffälligen Weise daran, wie Heidegger in einem betonten Sinn von einem „Seinkönnen“ des Menschen spricht, besonders in gesteigerten Wendungen wie vom „eigensten Seinkönnen“¹², von dem im Gewissen bezeugten „eigentlichen Ganzseinkönnen“¹³, vom „eigentlichen Selbstseinkönnen“¹⁴ und ähnlich auch an manchen andern Stellen. So heißt es einmal, das „Verstehen ist das exi-

⁹ Schellings Werke, hrsg. v. Manfred Schröter, München 1927, 2. Bd., S.615.

¹⁰ Arnold Gehlen, Der Mensch, Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Berlin 1940, S. 52 ff.

¹¹ Kroug, Das Sein zum Tode, S. 403.

¹² Martin Heidegger, Sein und Zeit, Halle a. d. Saale 1927. Von den zahlreichen Belegen bei Heidegger konnten nur ziemlich willkürlich einige Belege herausgegriffen werden.

¹³ Ebd. S. 301, 303, 309.

¹⁴ Ebd. S. 321.

stenziale Sein des eigenen Seinkönnens des Daseins selbst“¹⁵, und weiterhin in betonter Schärfe: „Das, was es (das Dasein) in seinem Seinkönnen noch nicht ist, ist es existenzial.“¹⁶ In diesem Sinn hat auch Kroug sich auf Heidegger berufen zu können geglaubt.

Allein dieses Seinkönnen bei Heidegger ist scharf zu unterscheiden von dem Können, das der Mensch durch Üben erlernen will: das Können einer Tätigkeit oder einer Leistung. Wir können in diesem Fall vielleicht von einem Tunkönnen sprechen. Aber in beiden Fällen hat das Wort Können einen verschiedenen Sinn. Bei Heidegger handelt es sich um etwas, was der Mensch werden kann, um die Verwirklichung der in ihm angelegten Möglichkeit. In betontem Sinn spricht Heidegger von einem „eigensten“ Seinkönnen, von der Verwirklichung seiner „eigensten“ Möglichkeit. Und wenn weiterhin von einem „eigentlichen Ganzseinkönnen“, von einem „eigentlichen Selbstseinkönnen“ die Rede ist, so geht es immer um die Seinsverfassung des Menschen; Können ist nicht ein Etwas-Können, das Können einer bestimmten Leistung, sondern das Seinkönnen in einem absoluten Sinn ohne ein mögliches Objekt. Und der immer wieder hervorgehobene Zusatz „eigenstes“ Seinkönnen zeigt an, daß es sich um eine ausgezeichnete Möglichkeit handelt, nämlich die des eigentlichen Existierens in dem Sinn, wie auch bei Jaspers der Mensch in seinem Dasein „mögliche Existenz“ ist¹⁷. Das Können hat hier also den Sinn einer Möglichkeit, die dem Menschen zu realisieren aufgegeben ist. Es geht um die Verwirklichung dieser Möglichkeit eigensten Seinkönnens. [36/37]

In unserm Fall geht es dagegen im Können um eine wirklich vorhandene Fähigkeit des Menschen, die er durch Üben erwerben und entwickeln kann, deren er im Könnensbewußtsein innewerden und die er in bestimmten Aufgaben erproben kann. Das Können steht hier also nicht im Gegensatz zum Wirklichsein, sondern ist selbst eine Form der Wirklichkeit menschlichen Daseins.

Und doch wäre es verfrüht, wollte man glauben, mit Hilfe der Unterscheidung zweier verschiedener Wortbedeutungen das sachliche Problem gelöst zu haben. Die beiden Bedeutungen hängen in einer verborgenen Weise zusammen. Es ist nicht so, daß der Mensch erst einmal „ist“ - oder auch in seiner Eigentlichkeit „sein kann“ - und dann hinterher auch dieses oder jenes „kann“, sondern sein „Sein“ besteht in eben diesem Etwas-Können und ist gar nicht davon ablösbar. Menschliches Leben ist immer ein Leben-Können, d. i. die Fähigkeit, sich durch bestimmte Fertigkeiten am Leben zu erhalten. Weil aber Heidegger alles Verstehen in der Welt von einem vorgängigen Sich-selbst-Verstehen in seinem Sein-Können begründet sein läßt, besteht die Gefahr, ein existentielles „Selbst“ mit seiner „vorlaufenden Entschlossenheit“ vom Können seiner innerweltlichen Lebensvollzüge, oder kurz, sein „Sein“ von seinem „Tun“ abzulösen. Das ist die Gefahr jeder noch so vorsichtigen „Ontologie“ des Menschen.

Demgegenüber betonen wir, daß es grundsätzlich kein „Sein“ des Menschen vor oder hinter seinem Tun gibt, vielmehr „ist“ der Mensch sein in seinem Handeln sich auswirkendes Können, und nichts außerdem. Das meinte auch König mit dem Satz: „Der Mensch ist das, was er vermag.“ Und das meint auch Kroug, wenn er betont, daß der Mensch sich selbst primär in seinem Können -und Nichtkönnen- erfährt. „Offenbar hat die Könnensgewißheit in gewissem Sinne den Vorrang vor der Seinsgewißheit.“¹⁸ Dabei dürfte die vorsichtige Einschränkung „in gewissem Sinne“ sogar noch überflüssig sein und der Satz in seiner vollen Allgemeinheit gelten. Selbstgewißheit ist Könnensgewißheit und nichts davon Ablösbares. Kroug faßt das einmal sehr scharf zusammen: „Ein ‚Ich‘ gibt es nicht; es gibt aber das ‚ich kann‘-sagen-Können. Nur im ‚Ich kann‘ existiert das Ich.“¹⁹ Darum ist es zweckmäßig, den verführerischen Begriff

¹⁵ Ebd. S. 144.

¹⁶ Ebd. S. 145.

¹⁷ Karl Jaspers, Philosophie, 2. Bd. Existenzzerhellung, Berlin 1932, S. 2.

¹⁸ Kroug, Über Ontologie des Könnens, S. 164.

¹⁹ Wolfgang Kroug in einem Brief an Hans Bohnenkamp vom 1.9.1971.

des Seins - und mit ihm den der Ontologie - in der Analyse des menschlichen Lebens ganz zu vermeiden. [37/38]